

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der rässelhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

Autorisierte deutsche Uebersetzung von G. Bauer.

(Nachdruck verboten.)

### I. Kapitel.

#### Ein merkwürdiger Tag.

„Diebst du sie wirklich?“ fragte Asbjörn Krag und schaute seinen Freund forschend von der Seite an. Der Freund fuhr heftig auf.

„Du kennst mich doch!“ rief er. „Ich bin kein Freund großer Worte, am wenigsten, wo es sich um meine eigenen Gefühle handelt. Ich gelte für still und wortkarg, und ich bin es auch. Stets bin ich meine eigenen Wege gegangen. Während meiner Reisen in Asien und Afrika habe ich gelernt, Taten zu schätzen und die großen, leeren Worte zu verachten. Du weißt also, daß ich wirklich aus meines Herzens innerster Ueberzeugung rede, wenn ich sage, ich liebe sie. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß ich an einem Wendepunkt meines Lebens stehe: Sie muß mein werden, oder es gibt ein Unglück.“

„Ein Unglück? Was willst du damit sagen?“ fragte Asbjörn Krag.

Der andere trat ans Fenster und schaute hinaus. Die Bäume der Allee draußen prangten im ersten frischen Grün des Maien. Als er antwortete, lag ein ernster, wehmütiger Klang in seiner Stimme.

„Jetzt bin ich fünfunddreißig Jahre alt,“ sagte er. „Ich bin weit in der Welt herumgekommen und glaube, daß ich jetzt endlich das große Glück meines Lebens gefunden habe. Wenn mir dies entrisen wird, so bin ich — das fühle ich bestimmt — für immer unglücklich. Dann bleibt mir nichts, als ruhelos die Welt zu durchstreifen. Stilles Entschlafen liegt nun einmal nicht in meiner Natur. Es könnte sein, daß ich einen anderen Ausweg wähle, wie er besser für einen Mann paßt, der viel von der Welt gesehen und sich stets die Menschen möglichst aus seinem Leben ferngehalten hat.“

Er setzte sich wieder Asbjörn Krag gegenüber und fuhr mit demselben tiefen Ernste fort:

„Nun möchte ich die Sache mit dir besprechen, weil ich weiß, daß du ein Mann von scharfem Verstand bist, und weil ich dich als meinen Freund schätze. Ich habe in der letzten Zeit unaufhörlich über diese Sache nachgedacht, habe gesonnen und gegrübelt in schlaflosen Nächten und in kummervollen Tagen, und ich bin zu der Ansicht gekommen, daß sich irgend etwas Geheimnisvolles zwischen sie und mich gestellt haben muß. Und das hat sich so plötzlich zwischen uns erhoben, wie sich die Sonne hinter einer Wolke versteckt. Willst du mir beistehen?“

„Du gehst ja gewaltig ins Zeug,“ erwiderte Asbjörn Krag. „In allem, was ich bis jetzt gehört habe, kann ich

vorerst nichts erblicken, als eine unglückliche Liebesgeschichte. Du liebst also das Mädchen. Und sie liebt dich auch?“

„Ja, sie liebt mich.“

„Sehr schön. Hat sie dir das gesagt?“

„Ja, das hat sie mir eingestanden,“ fuhr der andere heftig dazwischen. „Mehr als einmal hat sie mir das freudestrahlend und glücklich eingestanden.“

„Gut. Wie lange kennst du sie?“

„Seit einem halben Jahr. Letzten Herbst lernte ich sie kennen, als ich nach meines Vaters Tod das Gut übernommen hatte. Nachher trafen wir öfters bei unsern Ausritten zusammen. Du weißt, daß ich ein eifriger Reiter bin, und sie ist eine begeisterte Reiterin, und so hatten wir gleich ein gemeinsames Interesse für unsere Gespräche. So verging einige Zeit. Aber ich versichere dir, daß ich mir vom ersten Augenblick an bewußt war, in ihr die große Liebe meines Lebens gefunden zu haben. So sagen jedesmal alle, denkst du. Nein, so sage wenigstens ich nur dies eine Mal, das weiß ich. Ich kenne mich, und ich habe mein Herz erforscht.“

„Was sagte der Alte dazu? Er mußte euch doch gelegentlich beisammen sehen.“

„Du meinst den Oberst?“

„Ja, ihren Vater.“

„Er war zu Anfang und noch lange Zeit nachher ganz einverstanden. Er lud mich in sein Haus, und soweit ich erkennen konnte, sah er mit freundlichen Blicken mit an, wie sich Dagny und ich einander immer mehr näherten. Er scherzte auch gelegentlich und meinte, wir gäben einmal ein schönes Paar.“

„Warum hast du dann nicht um sie angehalten?“

„Das habe ich getan!“

„Und da hat er also dann „nein“ gesagt?“

„Durchaus nicht. Aber er unterbrach mich ganz freundlich und sagte, davon könnten wir später einmal reden. Wir beide, Dagny und ich, sahen die Sache als abgemacht an, und es wurden auch unserem beinahe täglichen Beisammensein keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Wir hätten am liebsten sofort geheiratet, aber da der alte Herr auf die hergebrachten Formen hielt, wollten wir uns fügen und waren bereit, uns eine entsprechende Verlobungszeit gefallen zu lassen.“

Aber da kam plötzlich die Veränderung in seinem Betragen mir gegenüber.

Ach, wie genau ich mich dieses Tages erinnere! Es war am Abend vor nun gerade vierzehn Tagen. Die Sonne war am Untergehen, und es fing an, kühl zu werden. Ich ließ „Eva“, mein neues Reitpferd, satteln, denn ich wollte zu dem Oberst hinfabern, um heute noch einmal ein paar Worte mit meiner Liebsten zu wechseln. Ich hatte sie schon am Vormittag einige Augenblicke gesprochen, und wir sollten uns eigentlich erst am nächsten Morgen bei unserem gewöhnlichen Ausritt wiedersehen. Aber es war mir wie eine Ahnung; es lag mir wie ein Stein auf der Brust. Ich trieb „Eva“ an,

so sehr ich konnte, und schweißbedeckt langte sie vor der Haustür des Obersten an.

Als ich mich eben aus dem Sattel schwang, trat der Verwalter des Obersten zu mir. Der Mann heißt Hansen. An seiner verlegenen Art sah ich gleich, daß etwas los sein mußte.

„Wünschen Sie den Herrn Oberst zu sprechen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete ich aus alter Gewohnheit. Natürlich wollte ich mit ihm sprechen und nicht mit dem Oberst.

„Komme ich vielleicht ungelegen?“ fragte ich und erwartete die gewohnte Antwort: „Durchaus nicht.“ Denn ich kam sonst niemals ungelegen, ob der Oberst auf seinem Zimmer arbeitete, ob er auf dem Felde war oder eine von seinen kleinen vergnügten Spielgesellschaften hatte. Aber ich erhielt eine unerwartete Antwort.

„Der Herr Oberst empfängt heute nicht.“

„So — na — warum denn nicht?“

„Ich soll Sie grüßen und sagen, daß er nicht wohl sei. Er hat Sie durchs Fenster herreiten sehen.“

„Na, na,“ dachte ich. „Das ist wieder so eine von des Alten kleinen Launen. Da ist nichts zu machen.“ Ich fragte daher den Mann:

„Wollen Sie mich dann bei dem gnädigen Fräulein melden?“

„Das gnädige Fräulein kann Sie auch nicht empfangen.“

Ich war so verblüfft über diese Antwort, daß ich die Bügel fallen ließ. Mein erster Gedanke war, daß sich das Fräulein in dem naßkalten Frühlingswetter erkältet haben könnte.

„Liegt sie zu Bett?“ fragte ich.

„Nein.“

„Dann möchte ich sie dennoch sprechen. Wollen Sie „Eva“ so lange halten, Hansen?“

Aber Hansen, der ganz unglücklich und verlegen vor mir stand, machte keine Anstalt, meinem Befehl nachzukommen. Im Gegenteil, er machte Miene, mir in den Weg zu treten.

Ich begriff nicht, was das sein sollte. Meine Gedanken jagten sich. Sollte ich irgend etwas gesagt oder getan haben, das Mißfallen erregt hatte? Aber ich konnte nirgends einen Grund zu einem derartigen Mißverständnis entdecken. Zu einem war ich jedoch sehr rasch entschlossen: ich wollte nicht heimgehen, ehe ich ergründet hatte, wo das Mißverständnis steckte. Deshalb sagte ich Hansen:

„Gehen Sie sofort zum Herrn Oberst und sagen Sie ihm von mir, daß ich den Hof nicht verlasse, ehe ich mit ihm gesprochen habe.“

Hansen murmelte etwas davon, daß er nur seinen Befehlen gehorche, ging aber doch ins Haus. Rasch kam er wieder zurück, und meldete, daß der Oberst mich empfangen wolle.

Sofort ging ich ins Arbeitszimmer des Obersten, und dort wurde mir ein Anblick, der mich aufs tiefste erschredete. Vor wenigen Stunden erst hatte ich den Oberst gesehen. Da war er vergnügt und gutes Mutes und auf seinem runden, gemüthlichen Gesicht war kein Wölkchen zu sehen.

Aber jetzt! Jetzt stand ein gebrochener Mann vor mir. Seine Haare waren in Unordnung; er sah sehr blaß aus, und man hätte meinen können, er habe geweint. Der Kummer war deutlich in seinen Augen zu lesen. Noch niemals habe ich in so kurzer Zeit eine so schredliche Veränderung im Aussehen eines Menschen wahrgenommen.

Ja, lieber Krag, wie soll ich dir jetzt nur den Inhalt unserer Unterredung mitteilen! Das stürzte über mich herein, und ich erinnere mich nur an eine entsetzliche Verwirrung, von der wir beide, der Oberst und ich, ergriffen waren. Als ich zu ihm eintrat, kam er auf mich zu und streckte mir beide Hände entgegen.

„Sie zittern ja am ganzen Leibe,“ sagte ich erschrocken.

„Ist Fräulein Dagny etwas geschehen? Wenn sie sehr krank ist, so lassen Sie mich lieber gleich die ganze Wahrheit wissen.“

„Nein,“ flammelte er, „Dagny ist nicht krank.“

„Warum kann ich sie dann nicht sprechen?“

„Weil Sie nicht können. Heute ist es unmöglich.“

Ich fragte, ob ich irgendein Unrecht getan hätte. Da ergriff er meine beiden Hände und sagte:

„Keineswegs. Sie sind uns beiden sehr teuer. Aber jetzt müssen Sie gehen.“

Ich wollte nur ungern den Gutshof verlassen und war sehr niedergeschlagen. Aber schließlich flehte mich der Oberst mit zitternder Stimme und verhaltenen Tränen an, zu gehen.

„Jetzt ist es sieben Uhr,“ sagte er. „Heute abend um zehn Uhr sollen Sie Nachricht von mir bekommen. Sie werden sehen, es kommt alles wieder in Ordnung.“

Am blieb mir nichts anderes mehr übrig als zu gehen. Wer ich verließ den Hof mit dem brühdenden Gefühl, daß irgend etwas Unerwartetes und Entsetzliches geschehen sein müsse.

Ich schwang mich auf „Eva“ und ritt die Landstraße entlang, an den Fenstern des Herrenhauses vorüber.

Als ich an Dagnys Fenster kam, entdeckte ich ein helles Kleid dahinter, und die Vorhänge bewegten sich. Ich hielt mein Pferd an. Da verschwand das Kleid, und ich mußte weiterreiten. Es hatte angefangen zu dämmern.

Lieber Krag, das war alles, was an jenen merkwürdigen Tage geschehen ist. Aber noch merkwürdiger war, was später geschah.“

### 2. Kapitel.

#### Ein Unglückstelegramm.

Rittmeister Jvar Nye — so hieß Asbjörn Krag's Freund — schwieg und versank in trübe Gedanken. Krag weckte ihn nicht aus seiner Grübeleien, sondern studierte einstudierten des Freundes Gesichtsausdruck. Merkwürdig, wie plötzlich der Freund dem Aussehen nach mindestens um zehn Jahre älter geworden war.

„Wen's um zehn Uhr erhielt ich endlich Bescheid,“ erzählte Nye weiter. „Es kam ein Bote von dem Obersten und brachte mir zwei Briefe, einen von dem Obersten und einen von dessen Tochter.“

Beide Briefe strömten über von Sorge und Kummer.

Der Oberst schrieb, daß er heute die schwerste Stunde seines Lebens durchgemacht habe. Ich weiß den Brief beinahe wörtlich auswendig.

Er schrieb, er habe mich während unseres Zusammenseins schätzen gelernt, und wenn sich die Sache in der Zukunft so ordnen würde, daß wir wieder zusammenkommen könnten, so wäre ihm das eine große Freude.

Vorläufig sei es ihm aber unmöglich, mich zu sprechen, und aus der Heirat mit seiner Tochter könne nichts werden.

Er habe mir nicht das mindeste vorzuwerfen, schrieb er weiter. Verhältnisse, über die weder er noch ich Herr seien, machten den Bruch notwendig.

Er wisse, daß er an einen Ehrenmann schreiben werde. Aber eine Heirat sei und bleibe unmöglich. Er habe sich mit seiner Tochter beraten, und sie habe sich bereit erklärt, auf ihr Glück zu verzichten.

Dagnys Brief war in großer Aufregung geschrieben, die stark auf mich einwirkte. Ich konnte die heftige Gemütsbewegung, in der sich das arme Mädchen während des Schreibens befunden hatte, förmlich mitfühlen. Alles müsse zu Ende sein, schrieb sie. Es sei am besten, wenn wir uns nie mehr sähen. Aber sie grüße mich tausendmal. Sie werde bis zu ihrem letzten Atemzug meiner gedenken.

Du verstehst wohl, lieber Freund, daß mir in jener Nacht kein Schlaf in die Augen kam. Die ganze Sache war mir unbegreiflich. Es kam mir vor, als ob ich plötzlich vom Leben und Dasein losgerissen wäre. Ich verstand gar nichts. Woher dieser plötzliche und unbegründete Bruch? Ich erschöpfte mein Gehirn mit unzähligen Fragen, allein ich fand keine Lösung.

Später nahm ich meine Ausritte wieder auf, und vor drei Tagen traf ich mit Dagny zusammen.

Sie hatte ein schwarzes Kleid an und sah sehr blaß aus. Ihr Pferd war schweißbedeckt, wie nach einem langen und heftigen Ritt.

In einem Hohlweg trafen wir zusammen und mußten aneinander vorbeieilen.

Ich grüßte. Sie nickte, und ihre Wangen überzogen sich mit einer dunklen Röthe.

Nun konnte ich mich nicht mehr halten, sondern fiel ihrem Pferd in die Bügel.

„Dagny, du bist mir eine Erklärung schuldig,“ sagte ich. „Ich reise fort von hier, aber ich kann nicht gehen, ehe ich erfahren habe, was uns getrennt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

### Grau Zeheb.

Aus dem Türkischen des Jakob Kadri.

Übersetzt von G. Frank.

„Mutter, komm schnell, es klopft!“

„Gott seß mir bei, wer mag das wohl um diese Zeit sein?“

„Welleckst kommt Nachricht von Hassan! Mein Gefühl sagt mir so. Komm schnell, Mutter!“

Auf diese Worte ihrer Schwiegertochter hin sprang Frau Zeheb vor Aufregung auf und lief, sogar ohne die Holzschuhe anzusetzen, an das Haustor. In der Tat war der alte Vorkensdarm Osman Efendi, der Zeheb immer Nachricht von ihrem Sohn brachte, da.

„Osman Efendi, ist ein Brief da?“

„Ja, aber nicht gerade für dich! Hüll deinen Kopf ein und komm ein wenig bis zur Moschee mit. Ich hab dir was zu sagen!“

Trotz des Vorgefühls einer mehr oder weniger ungünstigen Nachricht, weil Osman Efendi sie auf diese Weise angeführt hatte, verlor Frau Zeheb nicht die Fassung. Sie erging sich nicht wie sonst Frauen in überflüssiger Aufregung und unzüchtigem Geschrei; denn ihre Schwiegertochter war im neunten Monat schwanger und lauschte an der Schwelle der inneren Haustür im Dunkeln.

„Mutter, was ist's? was hat sich zugetragen?“

Frau Zeheb nahm ruhig ihren Umhang und schlüpfte in die Schuhe.

„Nichts,“ sagte sie; Osman Efendi ist gekommen, es ist ein Brief da, sagte er. Wir wollen jetzt zur Moschee gehen und ihn uns durch den Imen vorlesen lassen.“ Während sie dies sagte, folgte sie Osman Efendi. Auf dem Wege fragte sie kein Wort. Ueber die Art der Nachricht, die sie von ihrem Sohn erhalten würde, war sie jetzt gleichsam unterrichtet. Alles schrie neben von den Mamasangehörigen in sein Haus zurück. Im Hofe der Moschee brannte eine matte und rauchgeschwärzte Laterne. Sowie Frau Zeheb und der Gendarm Osman Efendi unter diese Laterne gekommen waren, blieben sie stehen. Osman sagte, ohne Frau Zeheb anzusehen: „Der Brief ist ziemlich lang; ich werde ihn nicht in ordentlicher Weise lesen können. Wart' du da ein wenig; ich will den Dodscha rufen; er soll ihn lesen und erklären.“

Frau Zeheb war ihrerseits, da sie einen langen Weg zurückgelegt hatte, schwach und hockte sich an dem Ort, wo sie sich befand, nieder. „O Erlauchter, was mag es wohl sein?“ sagte sie in ihrem Imern, und stierte geistlos in die Finsternis. Es dauerte nicht lange, und der Gendarm Osman Efendi kam mit dem Imam; auch sie hockten sich leise bei der Laterne ganz nahe bei der alten Frau nieder.

Der Imam las zuerst ganz genau die Aufschrift des Briefumschlages. An Zeheb's Danim, die Frau des verstorbenen Ortsvorstehers Musa durch Vermittlung des Gendarmierobergeanten Osman Efendi im Städtchen K, zugehörig zum Distrikt Kara Ugadsch im Wilajet Midin.“

Frau Zeheb hörte, während sich ihre Augen mit Tränen füllten, dem Verlesen dieses einen Satzes durch den Imam zu, sobald aber die Reihe an den eigentlichen Brief kam, fing ihr Herz zu klopfen an. „Von wem ist der Brief, Dodscha? Schau mal nach der Unterschrift, Imam! Von wem ist der Brief?“

Der Geistliche gab keine Antwort; er las zuerst den Brief mit leiser Stimme Wort für Wort für sich. Bei der Unterschrift machte er lange, lange Halt, dann wiederholte er noch einmal das lautlose Vorlesen. Frau Zeheb verlor die Geduld. „Imam Dodscha, sag, was ist's? Ist es von Hassan?“

Der Dodscha hob sein würdevolles Haupt und blickte der alten Frau lange Zeit starr in die Augen. Dann sagte er plötzlich: „Hassan ist Märtyrer geworden, Gott erhalte dich!“

Frau Zeheb konnte zunächst nichts verstehen. Es war ihr, als ob die Laterne, in deren Licht sie sich zusammengedrängt hatten, samt den Gläsern und ihrer Flamme auf ihre Köpfe herabgefallen wäre. Sie drückte ihre Hände an die Schläfe und brach an dem Platz, wo sie hockte, zusammen. Einem Haufen alter Kleider ähnlich, blieb sie eine ziemliche Zeitlang sprach- und regungslos sitzen, dann fing sie ganz leise mit langen und unregelmäßigen Unterbrechungen aus tiefer Seele zu schluchzen und zu seufzen an. Der Imam der Moschee und der Gendarm ließen sie einige Zeit in Ruhe, damit sie ihr Herz erleichtere; danach standen beide zugleich auf und tasteten die am Boden knurrende bei den Schultern und wollten sie aufrichten. Ihr Körper geriet immer mehr in die Erschütterungen erregten inneren Schluchzens. Dazwischen sagte sie: „O, mein Junge, o!“, und machte eine Bewegung, als ob sie ihre Brüste zerreißeln wollte. Dann verstummte sie plötzlich und, während sie den Kopf nach beiden Seiten schüttelte, seufzte sie: „In zwei, drei Tagen wird noch dazu sein Kind auf die Welt kommen. Der Junge meines Kungen! Mein Junge ist gegangen, sein Kunge kommt. Was ist das, o Allah, was ist das, o Herr!“

Auf diese Worte sagte der Sergeant Osman mit leiser und lauter Stimme: „Wenn es so ist, nimm dich zusammen und schweig! denn hört deine Schwiegertochter von der Sache, sind gleich zwei Leben auf einmal vernichtet. Bedenke einmal, der Gefallene ist zwar dein Kind, aber er ist ihr Mann und dazu der Vater des Kindes, das sie unterm Herzen trägt. Wenn die Frauen jung sind, wenn

sie gar noch dazu schwanger sind, können sie durchaus keinen Schmerz vertragen. Wenn du nach Hause zurückkehrst, tu alles, damit deine Tränen trocken, denk dir eine Lüge aus, wie „Wir haben gute Nachricht von Hassan“ und bleib einige Tage deine Zähne zusammen. Die Frau soll gerettet werden; danach tu, was du willst!“

Frau Zeheb erwiderte, während sie sich die Tränen aus den Augen wischte: „Osman Efendi, du hast recht! aber es zu tun, ist schwer! Du weißt nicht, wie mein Herz brennt!“

Hier mischte sich der Imam, der an der Seite in Gedanken geblieben war, in das Gespräch ein: „Den Gefallenen zu beweinen, ist eine Sünde. Und dann hat dir Gott eine besonders große Gnade verliehen: den einen hat er genommen, für ihn schickt er einen anderen.“

Frau Zeheb's Schluchzen versiegte: humpelnd schlug sie den Weg nach ihrem Haus ein. Osman Efendi und der Imam folgten ihr fünf bis zehn Schritte hinterher. Die alte Frau blieb, als ob sie den Weg nach ihrem Hause vergessen hätte, alle Augenblicke stehen, und schaute ganz verhört nach ihrer Umgebung; dann fing sie wieder strauchelnden Schrittes zu gehen an. Sobald sie vor der Haustür angelangt war, wusch plötzlich ihre Verzweiflung so sehr, das sie sich mit dem Gesicht zu Boden werfen und laut schluchzend zu weinen anfangen wollte, aber ihre Schwiegertochter erwartete sie gerade hinter der Türe: „Mutter, was gibst's, warum kommst du so spät? Ich vergehe vor Aufregung! Syridi, Mutter, was gibst's?“

„Nichts,“ . . . Gutes, gutes mein Kind! Für dich ein Gruß von ihm . . . Gottes, mein Kind . . .“

Frau Zeheb wollte unmittelbar nach diesen Worten, die in einem Augenblick, so furchtbar wie der Augenblick des Verschwindens, getroffen wurde, vor der Türe zusammenbrechen. Aber trotz allem verlor die standhafte und beherzte Matrosiers ihre Fassung nicht, sie erstand sogar, um ihre Trauer zu verbergen, folgende drohlige List: „Gerade da,“ sagte sie, „da . . . ich weiß nicht, was geschehen ist; als ob der Schlag, wo ich hingetreten, schnell nachgegeben hätte, hat sich mein Fuß auf einmal so verstaucht, daß der Schmerz mich beinahe verrückt gemacht hätte.“

Während sie das sagte, fiel sie, sich gewohnheitsmäßig dahinschleppend, ins Haus hinein, und fing mit den Worten: „O Gott, mein Fuß, o Allah, ich halte den Schmerz nicht aus!“ zu weinen an.

So trauerte Frau Zeheb eine ganze Nacht und einen ganzen Tag, indem sie statt „o mein Sohn,“ o mein Fuß“ sagte. Die Schwiegertochter aber bemerkte nicht die List eines Augenblicks; sie vergaß ihre eigenen Schmerzen und war damit beschäftigt, zur Bänderung der Schmerzen ihrer Schwiegermutter Mittel zu suchen.

Ueber diese Nacht waren kaum vier Tage vergangen, als des Glaubenszeugen Hassan Frau einen brauntöpfigen, frammen Jungen zur Welt brachte. Sobald Frau Zeheb das Kind auf den Schoß nahm und herzte, schien sie für einen Augenblick die große Trauer in ihrem Herzen vergessen zu haben; und während sie, ihre Augen voll Tränen, den Mund dem Ohr des Neugeborenen näherte, sagte sie leise mit schluchzender Stimme: „Kleiner Engel, du kommst aus dem Paradies; sicher hast du dort deinen Vater getroffen, denn überall an dir ist sein Dachs. Syridi, hat er uns nichts sagen lassen; sprich, wie ist's ihm?“

Und Kind und Großmutter singen beide auf einmal zu weinen an.

### „Mehr Nächstenliebe!“

Uns geht folgende Zuschrift zu, die wir unseren Lesern zur Beherzigung empfehlen:

Dieser Ruf ist wohl zu keiner Zeit berechtigter als in der gegenwärtigen. Es soll jedoch hier nicht von größeren Werken wohlthätiger Nächstenliebe die Rede sein, sondern von jenen Aufmerksamkeiten, die sich die Menschen gegenseitig häufig zu erweisen Gelegenheit haben und die auf jene Nächstenliebe schließen lassen, nach der der edle Charakter so sehr verlangt und auf welcher bei unserem kurzen Erdentleben schließlich allein die wahre Daseinsfreudigkeit beruht.

Durch Benutzung der Bahn nach der Arbeitsstelle habe ich täglich Gelegenheit, Betrachtungen in dieser Hinsicht anzustellen, und nur zu oft muß ich bemerken, daß bei vielen Menschen das Mitleid und die Bereitwilligkeit zu helfen, wo es not thut, immer mehr zu ersticken droht. Ja es gibt sogar Fälle, wo für den Nebenmenschen unerquickliche Situationen sogar belustigend auf manche Zuginassen wirken und sie sich eines heimlichen Lächelns nicht erwehren können. Da steigt z. B. auf einer Zwischenstation eine ältere Frau ein. Sie hat eine Stunde Weg — von ihrem Wohnort zur Bahnstation — hinter sich und da alle Plätze belegt sind, lehnt sich sichtlich ermüdet an einem Fenster des Wagens. Keiner der Insassen rührt sich. Ich warte einen Moment, dann rücke ich etwas nach meinem Nachbar zur Linken und bediene meinem rechten Nebenmann, das gleiche zu tun, und die Frau nimmt mir sofort den so geschaffenen Platz voll des Dankes an. Dadurch, daß die fünf anderen Menschen etwas unbequemer saßen, hatte die ermüdete Frau nun auch einen Platz gefunden. — Ein andermal will eine Frau mit zwei schweren Paketen einsteigen. So

heißt das eine Paket hoch, bringt es aber nicht bis zur Höhe der Türe und es fällt wieder zurück. Da sich sonst niemand rührt, springe ich auf, nehme der Frau das erste und nachher das zweite Paket ab, so daß sie, befreit vom lästigen Gepäck, nun bequem einsteigen kann. — Eines Abends begab ich auf dem Wege zur Bahn einem alten Manne, der sich, mit zwei schweren Paketen beladen, ebenfalls auf dem Wege zur Bahn befindet. Da ich sehe, wie schwer er an seiner Last trägt, nehme ich ihm das eine Paket ab, trage es bis zur Bahn und bin dortaus befriedigt von den übrigen Dankesworten des alten Mannes. Was verklärt es mir auch, wo ich denselben Weg gehe, meinem Nebenmenschen den kleinen Liebesdienst zu erweisen? — Derartige Gelegenheiten bieten sich uns täglich hundertfach, und wie manches Vergnügen, manche mißthätige Stimmung erdauern wir unserem Nächsten durch solche einen kleinen Dienst, der für uns gar keine oder nur geringe Mühe bedeutet, von dem andern aber oft hoch bezahlt wird. Wie oft haben wir Leute, denen ich einmal als ganz selbstverständlich eine solche Gefälligkeit erwiesen habe, noch lange Zeit nachher so verhalten gegeben, daß sie dies nicht vergessen und sich immer dankbar daran erinnern, wenn sie mich sehen. Daß sich ein Mensch, der gegen seinen Nebenmenschen aufmerksam und dienstbereit ist, besonderer Beliebtheit erfreut, braucht wohl kaum betont zu werden. Dies soll sich zu wissen, muß für jeden Menschen ein erhebendes Gefühl sein, weshalb man jede Gelegenheit wahrzunehmen sollte, sich seinem Nebenmenschen gegenüber dienstbereit zu zeigen. Bei etwas gutem Willen bringt es jeder fertig, auch wenn er sich gar nicht dazu veranlaßt glaubt. Und wenn er sieht, wie wohlthuend solche kleinen Aufmerksamkeiten auf unsere Mitmenschen wirken, dann wird er sich dafür begeistern und es wird ihm ein Wunsch sein, sich bei jeder liebenden Gelegenheit helfend zu betätigen. Und so wie im Kleinen, soll es natürlich nach Möglichkeit auch im großen sein, wenn es gilt, etwas für seinen Nächsten zu tun. Eine innere Befriedigung ist der schönste Lohn dafür. — Wo mehr Aufmerksamkeit seinem Nebenmenschen gegenüber, mehr Nächstenliebe, und das Dasein gewinnt für jeden einzelnen an Lebensfreudigkeit und Lebenszweck!

Freund! Hab' ein liebreich-süßes Herz,  
 Teil gern des Nächsten Not und Schmerz;  
 Du Gutes ihm in eodem Sinn,  
 Es bring' dir sicher Gewinn.  
 Wie wohl tut's einem Menschen doch,  
 Wenn er, bedrückt von schwerem Joch,  
 Weiß, daß ein Herz noch mit ihm trägt  
 Die Last, die ihn sonst niederschlägt.  
 Sei auch die Wohlthat noch so klein,  
 Dein Mitmensch wird dir dankbar sein.  
 Ah, daß doch mehr beherzigt bliebe,  
 Die echte, wahre Nächstenliebe!

**Der Krebs als Kokosnuzkräuber.**

Von den Kokosnüssen, die sich in reicher Menge und oft unglaublicher Größe auf den Koralleninseln im Gewässer Holländisch-Indiens finden, meldeten schon Berichte aus dem 17. Jahrhundert, daß sie mit der Wunderkraft des Wanderns begabt wären. Tatsächlich kann man, wenn man einen indischen Palmenswald des Nads durchstreift, Kokosnüssen begegnen, die einem im wahren Sinne des Wortes über den Weg laufen. Das Wunder ist aber nur scheinbar, in Wirklichkeit steckt ein auf den dortigen Inseln heimlicher Krebs dahinter, über dessen Kokosnuzkräuberi Wühlm Böfde im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ nähere Mitteilungen macht. Wenn man eine solche scheinbar sich selbsttätig bewegende Kokosnuz näher betrachtet, erblickt man hinter ihr ein Lebewesen, das sie mit Nadeln zangen gefaßt hält, lästet, rollt und dahinführt. Es sind Krebse und Krabben, aus dem Geschlecht des Bernhardiner-Krebse zu höherer Stufe entwickelt, die wahrscheinlich die erste Bekanntschaft mit der Kokosnuz in ihrem ursprünglichen Element, dem Wasser des Ozeans, gemacht haben. Denn wenn die Kokosnüsse, von einem über das Wasser hängenden Baume fallend, ins Meer gelangen, gehen sie keineswegs unter. Sie besitzen eine Art Schwämmgürtel in Gestalt der den Kern umgebenden harten Palschicht, die luftgefüllt bleibt und der schweren Innenuß den nötigen Schwimmtrieb verleiht. Die glatte, ölige Außenhaut umgibt das Ganze wie eine Art wasserdichter Deltade, so daß die Kokosnuz, an einem anderen Strand gespült, im Verlaufe ihrer Seereise keinerlei Schaden genommen hat. Am erdriemen die räuberischen Krebse auf der Wüßfläche, um die Kokosnuz zu verpeisen. Sie sind dabei vor keine leichte Aufgabe gestellt, da die Nuz durch ihre harte Innenschale gegen freies Fresser geschützt ist. Wenn also ein solcher Krebs die Nuz mit seinen gewaltigen Scheren vor sich herrollt, schält er dabei sorgfältig Faser für Faser von der eigentlichen Frucht ab. Hierauf gebraucht er seine Scheren als Kneifzange und Hammer und bearbeitet die sog. „Augen“, d. h. die Keimblätter der inneren harten Nuz so lange, bis er einen Weg in den ehbaren Kern gebrochen hat. Dann dreht der Krebs sich um und holt mit den seinen kleinen Scheren seines hinteren Beinpaars das weiße Gallert-

fleisch der Nuz aus der schmalen Oeffnung heraus. Aber damit ist die Nuz für den Krebs noch lange nicht erledigt. Er verortet auch ihre Fasern, indem er dieselben zur Auspolsterung der am Wurzelort von Palmen geschaffenen tiefen Erdhöhlen benützt, wobei er den helleren Tag zu verschlafen pflegt. Nach nicht völlig verstrichenen Nächten sollen die Krebse sogar in den toten Kokoschalen Seewasser zu unbekanntem Zwecke in den Wald strömen, womit also die tierische Erfindung der Flasche zum Wassertransport gegeben wäre. Vollkommen verbürgt ist aber, daß der Krebs nötigenfalls die Kokosnüsse selbst anfrisst. Es gibt unaufrichtbare wissenschaftliche Naturforschungen, die mit photographischer Treue zeigen, wie die Krebse bis zu den Knochen der Palmstämme emporklettern und dort die Kasse ganz einfach mit ihren Jangeln abkratzen. Die Kokosnuzernährung soll übrigens den Krebsen außerordentlich gut bekommen, weswegen gerade diese Krebsart in Holländisch-Indien besonders begehrt ist. Die Eingeborenen verkaufen diese Palmensrüder um keines Geld weiter, und besonders die Chinesen pflegen diese Krebse in kleinen Ställen unterzubringen und sie regelrecht mit Kokosnüssen zu mähen, um sich so einen vielbegehrten Feiertagschmaus zu verschaffen.

**Gießener Hausfrauen-Verein.  
 Kochanweisungen.**

**Weds Gläser zu schließen ohne Gummiring.**  
 Man legt auf das fertig eingefüllte Glas zwei Blätter angefeuchtete Gelatine, die den Rand vollständig bedecken müssen, schließt mit Dedel und Feder und schneidet die überstehende Gelatine ab. Man löse die Feder erst am folgenden Tag nach völliger Erhärtung.

**Apfelsaft in Flaschen.** Galläpfel ungeschält, aber geviertelt und ausgehöhlet werden durch die vorher gebrühte Fleischmaschine gedreht und mit der Obstpresse ausgepreßt (den Mühsand verwendet man zu Kumpott oder Marmelade). Der Saft wird ohne Zucker gleich in saubere, trodrene Flaschen gefüllt, die zehn Zentimeter hoch leer bleiben. Die offenen Flaschen werden in den Weds Kessel gestellt (in Ermangelung sonst ein hoher Kessel mit Holzwoolunterlage) und kaltes Wasser eingefüllt. Die Flaschen sollen zehn Zentimeter aus dem Wasser hervorragen. Dann wird der Kessel mit dem Dedel fest geschlossen, ist dieser zu niedrig, stülpt man statt des Dedels eine passende tiefe Schüssel darauf. Dedel oder Schüssel sollen die offenen Flaschen nicht berühren. Der Kessel wird nun auf nicht zu starkes Feuer gestellt und bis zu 80 Grad Celsius erhitzt. Auf diesem Grad erhält man ihn noch zehn Minuten, dann nimmt man die Flaschen vorsichtig heraus, wobei man sie nicht auf zu kalten Untergrund stellen darf, sonst plagen sie, und schließt sie durch einen dicken Gipsbrei luftdicht ab. Sind die Flaschen vollständig erkaltet, legt man sie in den Keller.

Den Rückstand der Apfel verwendet man mit Zucker zu Marmelade, wozu man noch Kürbis, Quitten oder Möhren nehmen kann. Zur besseren Erhaltung und Zuckerersparnis gibt man nach dem Fertigmachen etwas Benzoeatronn daran.

**Tomatenmarmelade.** Zwei Pfund große Tomaten werden geschnitten und angekocht, zwei Pfund große Kefel und ein halbes Pfund Zucker geputzt und durch die Maschine gedreht, ein achtes Liter Weinessig, ein viertes Pfund Zucker, Salz, Senf, Zimmt, Pfeffer, Nellen. Dies alles läßt man langsam einige Stunden kochen, bis es steif wird, dann abgeschmeckt und in heiße Gläser gefüllt. Ebenfogut als Brotaufstrich wie verdünnt als Tunke zu Weißkartoffeln.

**Kürbisgemüse mit Tomaten.** In etwas Fett schmort man zwei kleingeschnittene Zwiebeln, schneidet zwei Pfund Tomaten hinein, schmort sie mit etwas Wasser, gibt dies durch ein Sieb, dann schneidet man zwei Pfund geschälten Kürbis in schmalen Streifen dazu und kocht ihn gar, dann verdidt man mit in Wasser glatt gerührtem Mehl und würzt mit Salz, Pfeffer und Zitronen.

**Bisslerlinge mit Graupen.** Zwei Pfund Bisslerlinge werden mit kochendem Wasser überdrückt, das Wasser abgeseffen, dann dünstet man sie mit Butter und Petersilie weich (bei allen Bilsen gibt man das Salz zuerst daran).

**Homogramm.**

- 1. vielbenützte Kraft.
- 2. Der Stolz der deutschen Marine.
- 3. Waffe.

Die Buchstaben A D D D E E E E F F M M N N P P R R S S sind nach dem Muster obiger Figur derart zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigestigten Bedeutung ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels „Unser Stolz“ in voriger Nummer:  
 Landsturmann.